

Wiederentdeckte Pionierin (Teil 2)

Fleißers emanzipatorisches Potenzial zur Neuen Frau

Fortsetzung des Beitrags aus den historischen Blättern vom 30. August 2012.

Die Neue Frau im Bild

Die Porträtmalerei hielt seit jeher das Menschenbild einer Epoche, d.h. die zeitgenössische Idealvorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit fest. Dementsprechend weckte die Neue Frau als ideale Verkörperung ihrer Zeit das Interesse der Porträtierten. Bildwürdig wurde sie ihnen durch ihre unübersehbare Präsenz und ihren repräsentativen Charakter. Durch attraktive äußere Vielgestalt stieg sie zu einem der beliebtesten Motive der 20er Jahre auf.

Vor allem neusächlich orientierte Maler porträtierten die junge Frauengeneration mit Aufmerksamkeit für den Durchschnittstypus wie für die Ausnahmeerscheinung. Vertreterinnen moderner Weiblichkeit – von der Büroangestellten im gediegenen Kostüm, über das Girl im saloppen Hängekleid, die Garçonne in burschiköser

Kleidung, die Sportlerin im praktischen Jumper bis zum Vamp in mondäner Aufmachung – setzten sie ins Bild. Dadurch veranschaulichten sie in ihren Gemälden Leitbilder bzw. Rollendefinitionen, registrierten und produzierten aber auch deren Veränderungen. Daher fungierten gemalte Frauenbilder nicht nur als ästhetisches Anschauungsmaterial, sondern auch als normbildende Instanz. In dieser Funktion waren sie gefragt, als Erscheinungsbild und Sozialrolle der Neuen Frau debattiert wurde. Künstler und Kunstkritiker engagierten sich in dieser Debatte mit bildkünstlerischen und publizistischen Beiträgen. Eine Vielzahl von Porträtausstellungen signalisierte das Interesse der Künstler an umfassender Bestandsaufnahme der Frauenbilder, aber auch an der verbindlichen Festschreibung idealer neuer Weiblichkeit.

Emanzipation

Trotz aller Unterschiede in den individuellen Malweisen einte die neusächlich orientierten Porträtierten die Absicht, an den Zeitgenossinnen das Neuartige, Moderne, Emanzipierte hervortreten zu lassen. Künstlerisches Mittel dazu war ihnen, in die konventionellen Muster der Frauendarstellung bisher traditionell den Männern zugeordnete Körperhaltungen und Blickrichtungen zu integrieren. Statt im femininen engmachenden Gestus malten sie die Frauenfiguren in maskulinen raumgreifenden Posen. Indem sie die Ungezwungenheit, Selbstverständlichkeit Lässigkeit der weiblichen Haltung akzentuierten, veranschaulichten sie die Selbstsicherheit der Porträtierten. Durch die in die Seite gestützte Hand, die bisher dem männlichen Herrschaftsporträt vorbehalten gewesen war,

signalisierten sie weibliche Unabhängigkeit, Überlegenheit, Ungewöhnlichkeit. Emanzipierte Souveränität der Porträtierten signalisierten sie durch eine leichte Untersicht. Autonomie der Dargestellten drückten sie durch eine Blickführung aus, die ins Leere ging oder in die Tiefe des Bildes hineinführte. Dadurch, dass sie die gemalten Frauen den Betrachter direkt, offen, ungeniert anblicken ließen und ihn quasi zum Betrachteten verwandelten, vermittelten die neu-sächlichen Künstler die neuartige weibliche Emanzipiertheit.

Neue Bilder der Frau

Die Künstler, deren Werke hier gezeigt werden, standen der Neuen Sachlichkeit nahe. Sie repräsentierten aber unterschiedliche neusächliche Ansätze. Fritz Busack (1899-1933) tendierte zum Naiven. Constantin Gerhardinger (1888-1970) entwickelte eine eher naturalistische Variante. Willy Jaeckel (1888-1944) verband neusächlich-dokumentarischen Gestus mit expressivem Stil. Nikolaus Sagrekow (1897-1992) bevorzugte den realistischen Weg. Werner Peiner (1897-1944) widmete sich modernisierter Feinmalerei. Nikolaus Sagrekow (1897-1992) bevorzugte den realistischen Weg.

Christian Schad (1894-1982) hob auf nüchterne, sach-scharfe Beschreibung ab. Alle genannten Künstler beteiligten sich 1928 an dem Wettbewerb für Das schönste deutsche Frauenporträt, den Georg Schicht, Direktor der Kosmetikfirma Elida, ausgeschrieben und durchgeführt hatte. Diese durch Umfang, Preisgeld und Inszenierung hochspektakuläre Veranstaltung bildete einen wichtigen kultursociologischen Scheitelpunkt. Denn in diesem Wettbewerb zeichnete sich ein – für das zunehmend regressiver werdende kulturelle Klima exemplarischer – Wandel des weiblichen Leitbildes ab. Zwar waren unter den aus 365 Einsendungen ausgewählten 26 Werken für die dazugehörige Wanderausstellung Darstellungen selbstbewusster Neuer Frauen. Doch sie hatten weder bei den Juroren noch bei den Käufern Erfolg. Preisgekrönt wurde Willy Jaeckels „Stehendes Mädchen“. Als einziges Gemälde wurde Werner Peiners „Resy“ verkauft. Beide Bilder zeigen zwei Grundtypen, die verhältnismäßig traditionelle Weiblichkeit verkörpern: das patente Mädlein von Nebenan und die elegante Dame der Gesellschaft. Sie entwickelten sich, da sie durch Ausstellungen, Fotojournalismus, Werbegraphik propagiert wurden, zu den neuen weiblichen Leitfiguren.

Der Beitrag wird in den historischen Blättern im Oktober fortgesetzt.

Leben neben dem Fluss

Schriftliche und bildliche Quellen aus Ingolstadt (Teil 1)

Von Doris Wittmann

Anhand der Archivalien, der graphischen Sammlung und einiger Exponate des Stadtarchivs bzw. Stadtmuseums Ingolstadt lassen sich einige Schlaglichter auf die Bedeutung des Lebens neben dem Fluss für die Bewohner Ingolstadts Zeiten werfen und manches kann veranschaulicht werden. „Ein Fluss mit seinem Wasser durchzieht das Land, bringt Fruchtbarkeit und Nahrung, ist Schutz und Hindernis in gleichen Maßen und trägt Schiffe mit ... [Personen] und Gütern von Ort zu Ort. Ein Fluss geht den Weg des geringsten Widerstands...“ Früher ordnete sich der Mensch der Natur unter, also auch dem Fluss. Siedlungen entstanden in respektvollem Abstand zu Überschwemmungsgebieten, in der Nähe von Flussübergängen, denn der Fluss bestimmte die Wege des Menschen mit. Aufstieg und Niedergang bedeutender Orte hingen oft mit Änderungen des Flusslaufes zusammen – in jüngster Zeit häufen sich hierfür auch Beispiele aus der Archäologie. Die Paar änderte ihren Flusslauf bei Dasing, eine Mühle wurde mehrmals zerstört und schließlich aufgegeben. In dem Maß, in dem der Mensch die Natur in den Griff zu bekommen versuchte, begann er auch, die Flüsse zu bändigen. Ein Teufelskreis nahm seinen Anfang: der Mensch wollte sich durch die Regulierung von Flüssen vor Hochwasser schützen, doch häufig erreichte er genau das Gegenteil, das erst recht Zer-

störung des Lebensraumes mit sich brachte. Wir sehen es an den Hochwasserkatastrophen der jüngsten Gegenwart, wie die Natur – einmal aus dem Gleichgewicht gebracht – sich rächt, und der Mensch machtlos da steht.

Schon in der Heiligen Schrift wird in den Psalmen (42, 1-3; 63, 1,2; 110, 7; 114, 7,8; 124, 1-5; 143, 6) das Wasser als Wohltat oder als bedrohliche Sturzflut geschildert. Das Gleichnis von der Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4,1-26) und die Schilderungen des himmlischen Jerusalem (Ez 47, 1-12; Off 22,1,2) thematisieren das Wasser des Lebens und des Heils. Sakramente bzw. Sakramentalien beinhalten meist einen Teil der Schöpfung respektive der Natur: bei der Taufe eben das Wasser. An dieses Sakrament erinnert man sich stets beim Betreten der Kirche, wenn man sich mit Weihwasser bekreuzigt; auch das Reinigungszeremoniell ist von Bedeutung, wenn der Zelebrant bei der heiligen Messe sich die Hände wäscht, bevor er das Opfer Christi darbringt. Die Besprengung mit Weihwasser beim Segnen von Andachtsgegenständen ist ebenfalls gängige Praxis.

Nach dem Brunnenbuch, angelegt von Stadtschreiber Georg Wagner 1590, hat die Stadt vier Hauptbrunnen unterhalten. Mehrere Häuser teilten sich einen Brunnen. Zur sog. Hausgerechtigkeit, d. h. zu den Rechten, die auf einem Haus lagen, gehörte oftmals ein Viertel oder ein halber Brunnen. Die Brunnenmeister wachten über die Funkti-



Historische Karte von Ingolstadt. iz-Foto: Stadtarchiv

onstüchtigkeit der Brunnen und darüber, dass die Abgaben für den Brunnen, das sog. Brunnengeld, bezahlt wurden – so wie wir heute die Rechnung für das Wasser den Stadtwerken begleichen. Kurfürst Maximilian hatte Fisch- und Krebsstruhen für den Eigenbedarf während seiner Studienzeit in Ingolstadt. So bildete das Wasser die Ernährungsgrundlage als Lebensraum für Fische und Krebs.

Trinkwasserqualität, also reines Wasser, war beim Bierbrauerhandwerk gefragt. Andere Handwerker wie Färber und Gerber brauchten Nutzwasser. Weißgerber benötigten Fischschmalz für ihre Arbeit. Energie durch Wasserkraft garantierte den Antrieb der Mühlenräder, bei Niedrigwasser herrschte

oft Notstand. Im Urkundenbestand des Stadtarchivs haben sich Zeugnisse für die Verleihung von Mühlen gegen Lieferung von Naturalien wie Getreide oder Federvieh und Geldabgaben an den Lehensherrn erhalten. Probleme warf damals auch schon das Abwasser auf, denn am Fluss lebten ja viele Menschen in diversen Siedlungen entlang des Ufers, so wurde genau geregelt, wer wo sein Abwasser einleiten durfte, damit es niemandem Nachteile brachte.

Das Stadtarchiv verfügt über eine gute Quellengabe zur Fischerei. Zahlreiche Weiher und Fischgruben befanden sich u. a. vor dem Kreuztor. Sie waren auch für Tauschgeschäfte begehrt. Eine Platte und Geld überließ man einer Fischerfamilie gegen zwei Weiher vor dem Kreuztor. Die Rechtsverhältnisse waren nicht immer eindeutig, wie der folgende

Eintrag im Briefprotokoll zeigt: „Wegen dem Schut- ter dimpf beym Kreuzthor, an den alten Gritschen anger, gegen den Samhof entlegen, sollen einige zeigen vernommen werden, obe selber als ein appertienz zur KnopfMühl seye, dann Was es wegen diesem dimpf, mit Mähen, Raumen, und Fischen für eine bewandsame habe.“ Durch das Fehlen schneller Verkehrswege und –mittel sowie von dauerhaften Kühlmöglichkeiten und aufgrund der Fast- und Abstinenzgebote der Kirche, d. h. Enthaltung von Fleischspeisen, früher mittwochs und freitags, in der Fastenzeit, am Aschermittwoch und Karfreitag mussten die Fische aus dem nächstgelegenen Gewässer gefangen werden.

Der Beitrag wird in den historischen Blättern im Oktober fortgesetzt.

Ein ungeliebter Modernisierer

250. Geburtstag Benedikt Schneider

Auf den ersten Blick neigt man dazu, ihn einen regional üblichen „Bene“ zu nennen: In Mittelbayern – zu Mainburg, 1762 geboren. Im niederbayerischen Landshut 1829 verstorben – ein Hiesiger.

Allerdings kam er nicht als Benedikt zur Welt, sondern wurde vielmehr auf Johannes Michael getauft. Die Namensänderung deutet – zu recht – auf einen Bäckersohn hin, der nach Schul- und ersten Studienjahren in Freising bei den Benediktinern (hier zu Oberaltaich) eintrat und dabei den Namen des Ordensgründers annahm. Mit 21 Jahren hatte er die Gelübde abgelegt, mit 23 Jahren die Priesterweihe erhalten. Er hatte Theologie im Kloster studiert, war Lehrer der Trivialschule am Sitz des Klosters, dann Professor am Lyzeum in Freising gewesen: Nach lehrenden Zwischenstationen kam Schneider 1794 an die Ingolstädter Universität – Professor für Logik, Metaphysik, praktische Philosophie – in schwerer Zeit, nachdem durch kurfürst-

lichen Beschluss (Jesuiten verbannt, Illuminaten vertrieben) alle mit Ordensgeistlichen zu besetzenden Lehrstühle von den Benediktinern zu übernehmen waren.

In seiner Ingolstädter Zeit (1794 – 1799) promovierte Schneider in Theologie und erhielt die Würde eines „Wirklichen Geistlichen Rats von Pfalzbayern“.

Teilhabe am intellektuellen Aufbruch

Es war eine Zeit des Umbruchs, von der französischen Revolution, soweit sie die Ideale der Aufklärung zu verbreiten suchte, von Napoleon, der sie europaweit vulgarisierte und popularisierte, geprägten Neudenkens. In den deutschen Ländern suchte man daraus Lehren zu ziehen. Schneider versuchte an diesem intellektuellen Aufbruch teilzuhaben, ihm beizusteuern. 1799 legte er mit einer umfangreichen Wissenschaftssystematik Vorschläge einer umfassenden Studienreform

vor. Er entwarf ein auf der Höhe der Zeit rangierendes sprach- und literaturwissenschaftliches Konzept.

Dessen allem ungeachtet wurde Benedikt Schneider mit Kurfürstlichem Reskript von der Universität entfernt und ans Lyzeum von Amberg versetzt. Es erübrigt sich, hier seine Modernisierungsvorschläge zu betrachten. Ihre Inhalte, ihre Implikationen, mochten noch so berechtigt sein und später unter anderen Etikettierungen umgesetzt werden – die neue Regierung Montgela (selbst Ingolstädter Student, selbst Illuminat) entfernte all jene Religiösen, die ihrer Meinung nach nicht hinreichend qualifiziert waren; man fügte hinzu: oder so qualifiziert waren, dass sie den neuen Meinungsträgern Paroli zu bieten in der Lage waren. Der Ingolstädter Professorenkollege Schneiders Nikolaus von Gönner bekannte Farbe. Er selbst ein „Freund des Lichtes“ (der Lumières), der Aufklärung – bekräftigt: Zu leicht könne in Ingolstadt der Obskurantismus – will

heßen die Jesuitenintelligenz, der intellektuelle Katholizismus – wieder die Herrschaft gewinnen.

Schiller hatte Gedankenfreiheit gefordert.

Was immer nach „alter Lehre“ roch, mocht es auch dem neuen Gedankengut aufgeschlossen sein, war verdächtig – und wurde von einem Staat, der sich pries, das Denken der Bürger von Bevormundung befreit zu haben. Schiller hatte Gedankenfreiheit gefordert. Begeistert hatten die Fürstlichkeiten zugestimmt, solange dies der eigenen Denke entsprach.

Und Schneider? Er sprach zweifellos der intellektuell geforderten Qualifikation. Man forderte ihn heraus. Er zog es vor, in sein Klosterleben zurückzukehren. Bis zur Säkularisation (1803) war er dort als Lehrer für Philosophie und Dogmatik tätig, als Bibliothekar, als Kanzleidirektor. 1803 erscheint von ihm die „Biographie des letzten Abtes von Oberaltaich „Beda Aschenbrenner“ in

Nürnberg. Von 1804 an war er vier Jahre lang Professor für Theologie am Lyzeum in München. Die Universität war zwischenzeitlich nach Landshut umgezogen. Dorthin berief man ihn 1808 erneut. Hier nun hat er seinen Platz gefunden – lange Jahre wird er das Lehramt ausfüllen.

Als man ihn 1826 durch Königlichen Ministerialreskript aufforderte, der nach München verlegten Universität zu folgen, lehnt er mit Hinweis auf sein hohes Alter und seine Pflichten als Pfarrer von St. Martin zu Landshut ab. Er stirbt am 14. Juni 1829 in Landshut.

Es bleibt – bis zum Beweis des Gegenteils – bei der Diagnose: Benedikt Schneider, war ein durchaus beachtlicher Wissenschaftler. Er hatte das Pech ein Wissenschaftler zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Man nahm seine Ideen nicht auf – man nahm seine Vorschläge nicht zur Kenntnis. Sie gingen in den Wirren der Zeit unter und die „Autoritäten“ der Zeit wollten lieber Abstand nehmen.